

1931 D 803

HALLISCHE UNIVERSITÄTSREDEN

52

Aus der Geschichte der Universität Halle um die Wende des 18. Jahrhunderts

Rede

gehalten beim Antritt seines zweiten Rektorates
der Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg
am 13. Juni 1931

von

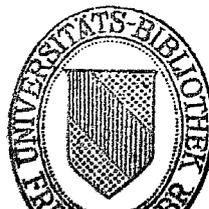
Gustav Aubin



Max Niemeyer Verlag
Halle (Saale)

1931

B 9309 e



Hochansehnliche Festversammlung!
Verehrte Herren Kollegen!
Liebe Kommilitonen!

Der 12. Juli trägt im Leben unserer Universität ein doppeltes Gesicht. Das eine schaut nach rückwärts und wendet sich dem Tage zu, an dem anno 1694, an seinem eigenen Geburtsfeste, Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, mit all dem Pomp, der seiner Zeit und seiner eigenen Natur entsprach, die neu gegründete Universität Halle feierlich inaugurierte. Das zweite Gesicht schaut in die Zukunft: der neu gewählte Rektor tritt an diesem Tage sein Amt an und führt sich nach akademischem Brauche vor Kollegenschaft, Studentenschaft und dem weiteren Kreise der geladenen Gäste mit einer Rede ein, deren Stoff in der Regel seinem engeren Fachgebiet entnommen ist. Es liegt in der Natur der Dinge, daß bei diesem Doppelcharakter der Feier der Gedanke an die Gegenwart und Zukunft den an die Vergangenheit zurückgedrängt hat und daß über der Einführung des neuen Leiters der akademischen Geschichte der Vergangenheit unserer Universität nur selten gedacht worden ist. So mag es denn heute, da ich durch das Vertrauen meiner Kollegen für ein zweites Jahr das Amt eines Rektors übertragen erhalten habe und mich nicht mehr mit einer eigentlichen fachwissenschaftlichen Rede einzuführen brauche, naheliegen, einmal den Blick nach rückwärts in die Geschichte der Universität zu wenden. Ein glücklicher Zufall kommt mir dabei zu Hilfe. Seit mehr als zehn Jahren hat mich immer wieder das Lebensschicksal und das wissenschaftliche Werk eines Mannes angezogen, der mit einer Unterbrechung von neun Jahren den langen Zeitraum von 1785 bis 1827 hindurch dem Lehrkörper unserer Universität angehörte und in ihm wie in

den beiden Wissenschaften, die er hintereinander vertrat, eine rühmliche Rolle gespielt hat: des Philosophen und National-ökonomen Ludwig Heinrich Jakob oder, wie er nach seiner Rückkehr aus russischen Diensten genannt wurde, des Staatsrates Ludwig Heinrich von Jakob. Aus der Lebensbeschreibung, die zwei Jahre nach seinem Tode sein Neffe Georg Jakob verfaßt hatte, ging mit aller Deutlichkeit hervor, daß der Staatsrat autobiographische Aufzeichnungen hinterlassen haben müsse. Mancher hat versucht, sie aufzufinden, aber alles Suchen schien vergebens. Da ließ mich eine Verkettung glücklicher Umstände vor etwa einem Jahre den stattlichen roten Maroquinband auffinden, in dem Jakob auf mehr als 350 halbbrüchig aber ganz eng beschriebenen Folioseiten seine Lebensschicksale bis zum Jahre 1820 aufgezeichnet hat.¹⁾ Durch die Munificenz seines letzten Besitzers, den Obersten a. D. Grafen von der Schulenburg in Putbus auf Rügen ist der Band heute Eigentum unserer Universitätsbibliothek und ist dort zu einem wertvollen, umfangreichen Konvolut von Briefen getreten, die alle an Jakob gerichtet sind und schon früher in den Besitz der Bibliothek gelangt waren.

Es kann natürlich nicht die Absicht dieser Rede sein, das reiche Material nach seiner biographischen und universitätsgeschichtlichen Seite hin voll auszuschöpfen.²⁾ Ich möchte es nur verwenden, um einige Schlaglichter auf das Leben an unserer Universität zu werfen, wie es sich uns etwa in den zwölf Jahren darstellt, die zwischen der ersten Säkularfeier von 1794 und der Schließung der Hochschule durch einen Ukas Napoleons vom Oktober 1806 liegen. Es ist dies eine Zeitspanne in der Geschichte unserer Hochschule, über die wir auch aus anderen Quellen vergleichsweise besser unterrichtet sind als über so manche andere Periode. 1794 erschienen die bekannten „Briefe zur näheren Kenntnis von Halle von einem unpartheiischen Beobachter“, im Jahr darauf von Augustin die „Bemerkungen eines Akademikers über Halle und dessen Bewohner“, im Jahre 1805 endlich die „Geschichte der Universität zu Halle“ aus der Feder des ordentlichen Professors der Philosophie Johann Christian Hoffbauer. Aber der Blickpunkt, von dem Jakob die Dinge

betrachtet, ist vielfach ein anderer und seiner intimen Kenntnis der Verwaltungsgeschäfte der Universität verdanken wir die Überlieferung von so manchem, das dem Fernerstehenden verborgen bleiben mußte. Wo seine Darstellung nach weiteren Ergänzungen verlangte, konnte sie in den meisten Fällen das Archiv unserer Universität bieten.³⁾ Seine Akten zeigen, wie gut das Gedächtnis Jakobs war, als er vom Jahre 1812 an in Rußland seine Lebenserinnerungen aufzuzeichnen begann. Sie legen zugleich ein Zeugnis ab für die Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit des Mannes und berechtigen uns, ihm auch überall da Glauben zu schenken, wo eine solche Kontrolle durch andere zeitgenössische Aufzeichnungen nicht mehr möglich ist.

Doch machen wir uns zunächst mit den Lebensschicksalen des Verfassers der Autobiographie vertraut. Sie weisen sowohl in ihrer äußeren Führung wie in dem wissenschaftlichen Werden und Wachsen manche eigenartige Züge auf.

L. H. von Jakob entstammte der näheren Umgebung Halles und war am 26. Februar 1759 in Wettin geboren. Schon zwei Jahre nach seiner Geburt floh der Vater vor der preußischen Rekrutierung zunächst nach dem Thüringischen und ließ sich dann in Merseburg, das heißt damals auf sächsischem Gebiete nieder, wo er sich und seine Familie unter mannigfachen Rückschlägen und strengster Sparsamkeit durchbrachte. Er muß ein über seinen bescheidenen Stand hinaus geistig angeregter und gebildeter Mann gewesen sein.⁴⁾ Jedenfalls brachte er dem früh sich regenden Streben seiner Söhne nach höherer Bildung Verständnis entgegen und förderte es, soweit es seine geringen Mittel gestatten wollten. Außer Ludwig Heinrich hat auch sein jüngerer Bruder die Universität bezogen und ist dann in Halle ein viel gesuchter praktischer Arzt geworden. 1813 raffte ihn gleichwie Reil ein Fieber hinweg, das er sich bei der Pflege der Verwundeten zugezogen hatte. Sein Sohn Carl August sollte einer der Männer werden, denen Halle seinen wirtschaftlichen Aufschwung im 19. Jahrhundert zu verdanken hatte. Erich Neuß hat ihm vor kurzem ein schönes biographisches Denkmal gesetzt.⁵⁾

Der Weg zum akademischen Lehramt ist L. H. von Jakob nicht leicht geworden. Als Kurrendeschüler des hallischen

Stadtgymnasiums hat er ein kümmerliches Dasein geführt und als er im Jahre 1777 mit ganzen fünf Talern in der Tasche die Universität Halle bezog, da haben Freitische, die Erteilung von Privatunterricht und eine Stelle im theologischen Seminar ihm den Lebensunterhalt verschaffen müssen. Aber er ließ sich nicht entmutigen und sammelte Wissensstoff, wo er ihn finden konnte. Hatte er sich zunächst zur Theologie hingezogen gefühlt, um sich dann den alten Sprachen zu widmen, so trat, während er von 1780 an als Lehrer am Stadtgymnasium wirkte, immer mehr die Philosophie in den Vordergrund seines Interesses und philosophische Vorlesungen vor allem hat er gelesen, seitdem er 1785 mit der Erlangung der Magisterwürde den Zutritt zum akademischen Lehramte erworben hatte. Kant wurde der Leitstern seines philosophischen Denkens; durch Jakob, dem ein zeitgenössischer Beobachter als Dozenten die Vereinigung „von Tiefsinn und feuriger Lebhaftigkeit“ nachrühmt, ist Kant zuerst in den Gesichtskreis der hallischen Studenten gebracht worden. So hat Jakob, 1787 zum außerordentlichen, 1791 zum ordentlichen Professor der Philosophie ernannt, neben dem älteren Vertreter des Faches J. A. Eberhard, der an den Gedankengängen von Leibnitz und Christian Wolf festhielt, eine umfangreiche Lehrtätigkeit entfaltet und zur Popularisierung kantischer Gedankengänge in vielen literarischen Publikationen beigetragen.

Aus dieser philosophischen Periode Jakobs sei hier einer Episode gedacht, durch die sein Name in eine peinliche Berührung mit dem der beiden großen Dichturfürsten von Weimar und Jena gebracht und mit einem Makel belastet worden ist, den ich heute zu tilgen vermag. In einer von Jakob herausgegebenen Zeitschrift, den „Annalen der Philosophie“, war eine scharfe Rezension der Schiller-Goetheschen Horen von einem ungenannten Verfasser erschienen.⁶⁾ Sie hob scharf den Unterschied zwischen der „anmaßenden Ankündigung dieses Journalles mit den kleinlichen Resultaten, die es liefert“, hervor. Die beiden Herausgeber der Horen antworteten in ihren Xenien mit nicht weniger als vier Stachelversen, die sich mehr oder minder verhüllt an die Adresse von Jakob richteten und mit Ausdrücken wie „Esel“ und „Hallischer Ochs“ nicht sparten. Am deutlichsten war das unter der Überschrift „Annalen der

Philosophie“ Goethe zugeschriebene Xenion, das Jakob direkt nannte:

Woche für Woche zieht der Bettelkarren durch Deutschland den auf schmutzigem Bock, Jakob, der Kutscher, regiert.

Jakob hat auf diese Angriffe nicht geantwortet. Die Zeit sollte ihm eine Genugtuung bringen, von der die weitere Öffentlichkeit allerdings nichts erfahren hat. Er schreibt in seinen Lebenserinnerungen: „Als Herr von Goethe bei seiner Anwesenheit in Halle hörte, wie wenig er in diesen Xenien meinen wahren Charakter getroffen, besuchte er mich und suchte durch Höflichkeitsbezeugungen und Äußerungen von Achtung seinen Fehler wieder gutzumachen.“ Die persönlichen Beziehungen zu Goethe haben sich in die spätere Zeit fortgesetzt, vor allem hat Goethe Jakobs Tochter Therese, die unter dem Schriftstellernamen Talvy als Übersetzerin serbischer Volkslieder auftrat, lebhaftes Interesse zugewendet.

Folgen wir Jakobs eigenen Angaben, so ist gerade die Herausgabe der Annalen der Philosophie, die ihn zwang, sich mit der neu erscheinenden philosophischen Literatur zu beschäftigen, der Anlaß gewesen, daß vom Jahre 1798 ein vollständiger Wechsel in der Richtung seiner wissenschaftlichen Studien und bald auch seiner akademischen Lehrtätigkeit eintrat. Der steigende Abscheu vor der „widerlichen Litteratur“ der Naturphilosophie, wie er sie nennt, veranlaßte ihn, alten Neigungen folgend, sich der Kameralwissenschaft zuzuwenden. Vom Standpunkt der akademischen Satzung war der Übergang von einem Fach zum anderen ohne weiteres möglich, da beide der gleichen Fakultät angehörten. Auch war in jener Zeit die einzelne Professur noch nicht so streng an die Vertretung eines bestimmten Lehrgebietes gebunden wie heute, sondern mehr ad personam gestellt.

Die Kameralistik, die Vorläuferin der bei uns heute Nationalökonomie genannten Wissenschaft konnte in Halle damals als Lehrfach auf eine Geschichte von rund 75 Jahren zurückschauen.¹⁾ Halle kann sogar den Ruhm beanspruchen, die erste Universität gewesen zu sein, die einen Lehrstuhl der Kameralistik besaß. Mit S. P. Gasser seit 1727 besetzt, stand er zuerst in der juristischen Fakultät. Aber über der

Weiterentwicklung des Faches in Halle waltete kein glücklicher Stern, grobe Fehlgriffe in der Besetzung des Lehrstuhles schränkten seine Wirksamkeit ein und überführten ihn auch in die philosophische Fakultät, der das Fach bekanntlich bis 1914 angehört hat. Auch Johann Christian Christoph Rüdiger, der den Lehrstuhl seit 1791 inne hatte, kam trotz einiger programmatischer Versuche nicht aus den Bahnen der alten Kameralistik heraus, die auf die Heranbildung junger Verwaltungsbeamter gerichtet, eine nur aus dieser praktischen Zielsetzung erklärbare Mischung von Technologie, Betriebswirtschaftslehre, Wirtschaftskunde und Volkswirtschaftspolitik darstellte. Von dem neuen Geist, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit François Quesnay und Adam Smith in die Wissenschaft eingezogen war, hatte er noch keinen Hauch verspürt.

Da ist es wieder Jakob gewesen, der wie er einst den Kantischen Ideen in Halle Eingang verschafft hatte, nun auch zum Wegbereiter des wirtschaftlichen Liberalismus und einer reineren Auffassung des Begriffes Volkswirtschaftslehre wurde. Er ist es auch gewesen, der zugleich mit dem Grafen von Soden in Würzburg im Jahre 1805 die Bezeichnung Nationalökonomie für diese Wissenschaft in Vorschlag brachte, die ja bis auf den heutigen Tag in Deutschland mit Vorliebe verwendet wird. In zahlreichen größeren und kleineren Schriften, in Lehrbüchern und in Übersetzungen französischer und englischer Fachwerke hat er die junge Literatur dieses Faches bereichert.

Die Jahre um 1800 sind wohl die glücklichsten im Leben Jakobs gewesen. Im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte und in günstigen wirtschaftlichen Umständen lebend, die er nicht zuletzt der geschickten Verwaltung des Frauengutes verdankte, als Forscher und Lehrer geschätzt, in den Kreisen der Hallischen Bürgerschaft geehrt und geachtet,⁸⁾ erreichte er in jener Zeit auch die höchste Stufe der akademischen Würden. Vom Jahre 1801 an bekleidete er drei Jahre hintereinander das Amt eines Rektors. Was er an dieser Stelle geleistet hat, soll uns noch an anderem Ort beschäftigen.

Die Ereignisse des Herbstes von 1806, der Zusammenbruch Preußens, die Schließung der Universität Halle durch Napoleon,⁹⁾ gaben seinem Leben wie dem so mancher Kollegen eine neue

Wendung. Um der erzwungenen Abkehr vom Lehramt zu entgehen, folgte Jakob 1807 einem schon früher an ihn gelangten Rufe als Professor der Staatswissenschaften an die neugegründete russische Universität Charkow. Es waren seltsame, wenig erquickliche Verhältnisse, die ihn da erwarteten. Eine primitive Kultur, ein aus aller Herren Länder schnell zusammengeraffter Lehrkörper, der neben ernsten Gelehrten auch viel Mittelgut und Schiffbrüchige in sich schloß, dazu ein gräflicher Kurator, der die absolutistischen Methoden Rußlands auch auf die Verwaltung der Universität zu übertragen suchte. Begreiflich, daß Jakob sich nach einem anderen Wirkungskreise sehnte. Eine scharfsinnige Schrift über „das russische Papiergeld und die Mittel, demselben einen festen und unveräußerlichen Wert zu verschaffen“ zog das Interesse des Zaren und seines mächtigen Staatssekretäres Speransky auf ihn, der in Jakob einen geeigneten Mitarbeiter bei den beabsichtigten großen Justiz- und Finanzreformen erblickte. Wenn der Sturz Speranskys auch das Reformwerk bald zum Versanden brachte, so war Jakob doch durch die Übertragung der neuen Aufgabe von Charkow nach Petersburg versetzt worden und konnte hier die Jahre des großen Entscheidungskampfes gegen Napoleon, von amtlichen Arbeiten nur wenig gedrückt, mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt und in der anregenden Gesellschaft der Gelehrten der starken deutsch-russischen Kolonie verbringen.

Aber die Liebe zur alten Heimat lebte in ihm weiter und als im Jahre 1815 der Kanzler Niemeyer bei ihm anfragte, ob er geneigt sei, wieder als Professor der Staatswissenschaften nach Halle zurückzukehren, da sagte er ohne Zaudern ja, so sehr man sich in Rußland bemühte ihn zu halten, in Österreich, ihn an sich zu ziehen. Nach rund neunjähriger Abwesenheit traf er im Herbst 1816 in Halle wieder ein, geschmückt mit dem russischen Erbadel, dem Titel eines Staatsrates, einem hohen russischen Orden und einer stattlichen Dotation.

Noch einmal sollte ihn im siebenten Jahrzehnt seines Lebens das Schicksal an eine exponierte Stelle setzen. Bei starken Studentenunruhen im Dezember 1823 hatte der Rektor Gesenius nach der Auffassung der Regierung nicht das nötige Maß von Einsicht und Entschlossenheit bewiesen. Sie rief

ihn deshalb durch eine Kabinettsordre im Mai 1824 von seinem Amte ab und übertrug dieses, was nach den damaligen Statuten möglich war, auf die Dauer von drei Jahren an Jakob, blieb auch dessen Gegenvorstellungen ungeachtet auf ihrem Entschlusse bestehen. Es gelang Jakob in so kurzer Zeit wieder vollständige Ruhe herzustellen, daß der Universität schon im August 1825 das Recht der freien Rektorswahl wieder zurückgegeben wurde. Einstimmig wählte nun der Senat, das heißt damals die Versammlung aller ordentlichen Professoren, Jakob für die Zeit bis zum 12. Juli 1826 neuerlich zum Rektor und nur seine inständigen Bitten haben verhindert, daß er das Amt noch ein drittes Jahr bekleiden mußte. Vielleicht ahnte er schon, daß ihm nur mehr eine kurze Lebenszeit zugemessen sei. Kaum ein Jahr später, am 22. Juli 1827 traf ihn in Bad Lauchstädt, das er so gern zur Erholung aufgesucht hatte, ein tödlicher Schlaganfall.

Jakob hat nicht zu den ganz großen Sternen unserer Universität gehört, deren Name über Jahrhunderte hin leuchtet. Als Philosoph wie als Nationalökonom liegt seine Bedeutung vor allem in den Pionierdiensten, die er für die Ideen Größerer geleistet hat. Als Nationalökonom geht seine Bedeutung allerdings über die eines Heroldes des englischen Liberalismus hinaus. Seine Herkunft von der kantischen Philosophie hat ihm ermöglicht, die grundlegenden Auffassungen der Wissenschaft zu vertiefen, sein nüchterner prüfender Sinn, die Länder- und Menschenkenntnis, die er sich erworben, hat seinen Blick für die realen Gegebenheiten und das zeit- und raumbedingte aller wirtschaftlichen Maßregeln geschärft. Für unsere Universität hat Jakob, wie noch zu zeigen sein wird, viel bedeutet. In zwei schweren Zeitabschnitten ihrer Geschichte hat er das Steuer mit Klugheit und Festigkeit geführt. Er war eine konziliante Natur, ein Altersbild¹⁰⁾ zeigt uns einen Mann, den man trotz des russischen Komthurkreuzes für einen freundlichen Landgeistlichen und besorgten Bienenvater ansprechen möchte. Aber er besaß neben dieser Konzilianz eine unbestechliche Gerechtigkeitsliebe und einen starken Sinn für Zucht und Ordnung. Die Vereinigung dieser Eigenschaften hat ihm seine Erfolge erringen lassen.

Als zum 200 jährigen Jubiläum unserer Universität Konrad Burdach zusammen mit Philipp Strauch und John Meier der Jubilarin einen Neudruck des Augustinischen „Idiotikon der Burschensprache“ von 1795 und der Kindlebenschen „Studentenlieder“ von 1781 darbrachte,¹¹⁾ hat er in der Einleitung mit begeisterten Worten die Bedeutung der Universität Halle zu Beginn des 19. Jahrhunderts gepriesen: „Jetzt erfüllen sich die Hoffnungen eines sittlichen idealen Aufschwunges der akademischen Jugend. Halle trat die Erbschaft von Jena an, das seine Berühmtheiten nacheinander hatte auswandern sehen. Friedrich August Wolf, Reil, Loder, Schleiermacher, Steffens machten unsere Universität zur geistigen Führerin. Zum ersten Male gewann der neue Geist des jungen Jahrhunderts, der voll war von tausendfältigen Ideen und Anregungen auf dem Gebiete der Philosophie und Geschichte, der Poesie und Kunst, des Staatslebens auf den hallischen Kathedern Eingang in die breite Masse der akademischen Jugend.“ Das Urteil gleicht dem verzückten Ausruf eines Wanderers, dem aus weiter, weiter Ferne die im Abendgold strahlenden höchsten Zinnen eines Gebirges wie Inseln der Seligen erscheinen, während schon das Abenddunkel die niedrigeren Höhen und die Täler deckt, in denen sich die Menschen sorgen und mühen.

Die Zeitgenossen haben jedenfalls über die Verhältnisse an der Universität Halle um die Wende des 18. Jahrhunderts anders geurteilt. Das Gefühl, in einer besonders glücklichen und großen Periode unserer Hochschule zu leben, hat ihnen gefehlt. Dagegen sprachen schon äußere Zeichen. Als die Universität Halle im Jahre 1694 ins Leben getreten war, hatte sie durch den Weitblick ihrer Gründer und die an ihr vertretenen neuen Grundsätze in Lehre und Forschung sich rasch neben Jena an die Spitze der protestantischen deutschen Hochschulen gestellt¹²⁾ und 1730 mit rund 1250 Studierenden ihre höchste Frequenz während des 18. Jahrhunderts erreicht und das in einer Zeit, in der die meisten deutschen Hochschulen sich mit 300, 200, 100 Studierenden ja auch weniger begnügen mußten. Zwar ließ sich der rasch erreichte große Vorsprung nicht auf die Dauer festhalten, aber noch 1789 rangierte Halle mit 1023 Immatrikulierten mit an erster Stelle. Dann ging es mit den Besucherzahlen von Jahr zu Jahr

abwärts. Zum Teil waren, wie bei allen deutschen Hochschulen, die Wirren der Koalitionskriege daran schuld. Aber für Halle kamen offenbar in stärkerem Maße auch lokale Gründe in Betracht. Das zeigte sich deutlich, als 1796 der Friede von Basel Preußen und dem nördlichen Deutschland für zehn Jahre friedliche Zeiten brachte, die Hallischen Besucherzahlen aber weiter sanken, um im Jahre 1803 mit 578 den niedrigsten Stand zu erreichen.

Der Hauptgrund dieses Rückganges bestand wohl darin, daß die der Universität für Personal und Sachausgaben zur Verfügung stehenden Mittel nicht mehr den Anforderungen der Zeit entsprachen. Der Stifter der Universität hatte seine Schöpfung angemessen, wenn nicht reichlich dotiert. Schon unter Friedrich Wilhelm I. hatte man die vorhandenen Mittel gestreckt und unter Friedrich dem Großen waren die hohen Schulen seines Staates geradezu vernachlässigt worden. Eine Vermehrung des schmalen Estates um jährlich 7000 Taler, die Friedrich Wilhelm II. sofort nach seinem Regierungsantritt auf Beitreiben des Kanzlers von Hoffmann eintreten ließ, vermochte, zumal diese Mittel verzettelt und ohne einheitlichen Plan eingesetzt wurden, keine ausreichende Abhilfe zu schaffen.

Diese Sparsamkeit wirkte sich in sachlicher Hinsicht in der Unzulänglichkeit der Unterbringung der Universität und ihrer wenigen Institute aus. Es fehlte vollständig an klinischen Anstalten, fehlte an den notwendigen medizinischen Demonstrationsobjekten und Instrumentarien. Die Dotierung der Universitätsbibliothek war ebenso unzureichend wie die Fonds der Institute. Immer mehr wälzte der Staat die Aufbringung eines guten Teiles der Sachausgaben in den medizinischen und naturwissenschaftlichen Fächern auf die Inhaber der Lehrstühle ab. Mochte die Sparsamkeit namentlich in diesen beiden Disziplinen in der ersten Hälfte des Jahrhunderts noch angegangen sein, so wuchs sie sich zu einer starken Bedrohung des Wirkungsgrades der Hochschule aus, als gegen Ende des Jahrhunderts wichtige Fortschritte auf dem Gebiete der Medizin und der Naturwissenschaften bei der Mitarbeit an den neuen Problemen einen größeren sachlichen Apparat zur Notwendigkeit machten.

Die Einkünfte der Professoren setzten sich damals noch wie heute aus dem Gehalt und den Kolleggeldern der Studierenden zusammen. Nur war das Verhältnis des festen zu dem beweglichen Einkommensteil damals sehr, sehr viel ungünstiger als heute. Der feste Gehalt der Dozenten war im Durchschnitt sehr gering. Zwar haben 1803 Fr. A. Wolf und der Mathematiker Klügel, der Schwiegervater von Jakobs Bruder, 1200 Taler Gehalt bezogen, in die gleiche Gruppe gehörte etwa noch der Ordinarius und Direktor der Juristenfakultät, aber die Mehrheit der ordentlichen Professoren war von solchen Sätzen weit entfernt, mußte sich mit 400, 300, ja 100 Talern und selbst noch mit weniger begnügen.¹³⁾ Das heißt rangierte in diesen letzten Gehaltsstufen in einer Kategorie mit den Subalternbeamten. Es gab weder ein festes Gehaltssystem noch Alterszulagen, alles war der Willkür des Oberkurators überlassen. Die Extraordinarien wurden, wenn sie überhaupt Gehalt bezogen, mit 40—50 Talern abgefunden. Es ist kennzeichnend, daß die fünf Professoren der juristischen Fakultät im Jahre 1803 um 252 Taler weniger an Gehalt bezogen, als bei der Gründung der Universität für die vier damals geschaffenen Stellen ausgeworfen worden war. Und dabei war der Wert des Talers im Laufe des dazwischenliegenden Jahrhunderts ganz erheblich gesunken.

Unter diesen Umständen mußte namentlich für die Dozenten, die aus dem Gehalt kaum oder noch nicht einmal den nackten Lebensunterhalt zu bestreiten vermochten, die Einnahme aus den Kolleggeldern eine besondere Bedeutung gewinnen. Noch gab es keine festen, für alle Vorlesungen gleicher Kategorie gleichen Honorarsätze, noch trat kein unpersönliches Organ wie unsere jetzige Quästur zwischen Dozent und Student, noch war schließlich in keiner Weise eine staatliche Regelung für Honorarerlaß oder Honorarstundung getroffen worden. Sondern jeder Student verhandelte mit dem Dozenten, dessen Vorlesungen er belegen wollte, über die Höhe und die Modalitäten der Zahlung und wußte in der Regel die Gutmütigkeit des Lehrers oder dessen begreifliche Scheu, mit einem Studenten über Geldfragen lange zu verhandeln, weidlich zu seinen Gunsten auszunutzen. „Ich hatte das ganze Jahr hindurch, so schreibt Jakob, keine unangenehmeren

Stunden als die Zeit, wo die Kollegien wechselten. Die Woche, wo sich die Studenten zu den Kollegien meldeten, war für mich die allerpeinlichste Zeit, denn mir war nichts widerlicher als das Handeln mit den Studenten um das Honorar. Ich gab daher lieber jedem, der mich darum bat, sogleich ohne weitere Untersuchung das Kollegium frei.“ Die theologische Fakultät, in der bei den Studierenden wohl die Not am höchsten, bei den Dozenten die Mildtätigkeit am größten war, stellte fest: „Bei weitem nicht die Hälfte bezahlt unsre Kollegia auch nur halb“ trotzdem, wie sie dazu bemerkt, die Höhe des einzelnen Studenhonorares in ihrer Fakultät ohnehin schon am geringsten sei.

Bei dieser Bedeutung des Kollegegeldbezuges für die Gesamteinnahme des Professors konnte es nicht ausbleiben, daß die Institution außer ihren bekannten Vorzügen auch starke Nachteile entwickelte. Schwache Charaktere unter den Dozenten gerieten leicht in Versuchung, den Studenten gegenüber, von deren Beifall sie sich finanziell abhängig wußten, eine Nachgiebigkeit an den Tag zu legen, die der Aufrechterhaltung der akademischen Disziplin nicht immer günstig war. Dazu kam, was noch viel schwerer wog, daß solche Dozenten sich vor allem den Vorlesungen zuwandten, die mit Sicherheit auf eine große Hörerzahl rechnen ließen und in ihrem Unterricht alle jene Gebiete vernachlässigten, die zwar für die Vollständigkeit des Lehrbetriebes wichtig und notwendig waren, von den Studierenden aber — denen man schon damals eine allzu starke Neigung für das reine Brotstudium nachsagte, von ihrem Standpunkte aus als weniger wichtig betrachtet wurden.

Diese Zusammenhänge sind vor allem von der juristischen Fakultät im Jahre 1803 mit weitem Blick und einem seltenen Maß von Selbsterkenntnis und Selbstkritik herausgearbeitet worden. Die juristische Fakultät der Universität Halle war einstmals nicht nur die frequentierteste der Universität, sondern die berühmteste unter allen deutschen Universitäten gewesen. Die Männer, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hier dozierten, Thomasius und Stryck, J. H. Böhmer und Heineccius, Ludewig und Gundling haben sich in der Geschichte der Rechtswissenschaft einen dauernden Platz

gesichert. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts war dieser Ruhm auf die juristische Fakultät der jüngeren, nach hallischem Muster geschaffenen Universität Göttingen übergegangen, die von ihrem Landesherrn eine dauernde und kräftige Pflege erfuhr. Mit vollem Recht schreibt die juristische Fakultät unserer Universität diesen Wechsel in den Rollen neben anderen Gründen, die uns noch beschäftigen werden, der ganz ungenügenden Dotierung des größten Teils der juristischen Professuren und ihren gerade gekennzeichneten ungünstigen Folgen auf die Gestaltung des Lehrbetriebes zu. Das öffentliche Recht, einst die Zierde und der Stolz von Halle, war aus den Vorlesungsverzeichnissen so gut wie verschwunden und hatte einer geistlosen Einpauckerei des Zivilrechtes das Feld geräumt. Der schlecht bezahlte Professor mußte eben wie irgend ein anderer Handwerker auch um das tägliche Brot arbeiten. So wurde auch sein Lehrbetrieb zu einem handwerksmäßigen.

Zu dem Übergange des Primates im öffentlichen Recht von Halle auf Göttingen hatte noch ein anderer, für Preußen sehr kennzeichnender Grund beigetragen. Friedrich der Große hatte in den Wirren des siebenjährigen Krieges die literarische und respondierende Tätigkeit der hallischen Publizisten, die bisher ganz unbeschränkt gewesen, unter die Zensur des Departements des Auswärtigen gestellt. Diese Unterstellung war auch in der Folgezeit weder von ihm noch von seinen Nachfolgern aufgehoben worden und engte die Freiheit der Staatsrechtslehrer in einer Weise ein, die sonst nur innerhalb der österreichischen Erblande bekannt war. Hannover hingegen hatte seinen Gelehrten im Publizieren und Respondieren die volle Freiheit gelassen und sah diese großzügige Haltung durch das Aufblühen der Studien des öffentlichen Rechtes an seiner Universität Göttingen belohnt.

Handelte es sich hierbei um eine nur eine einzelne Fakultät angehende Frage, so wurde die ganze Universität von der Art berührt, wie man bei Besetzung frei gewordener Lehrstühle verfuhr. Die ältesten Statuten der Universität hatten eine Art von Vorschlagsrecht gekannt. Es war nach einigen Jahrzehnten von der Regierung außer Übung gebracht worden. Zudem hatte diese im Laufe der Zeit die Neigung gezeigt,

die Lehrstühle nicht immer in erster Linie nach den Bedürfnissen der Universität sondern nach außerakademischen Gesichtspunkten zu besetzen. Das hatte wiederholt zu schweren Mißgriffen geführt. Der Lehrstuhl der Kameralistik ist nach dem Tode seines ersten Inhabers mit einem Manne besetzt worden, der in erster Linie Hebraist und Theologe, in zweiter Philosoph war und dessen einzige literarische Berührung mit dem Fach, das er zu vertreten hatte, in einem kurzen Zeitungsartikel bestand, der über Viehsterben handelte. Das war im Jahre 1742 gewesen, aber auch die späteren Oberkuratoren, vor allem der berüchtigte Minister von Wöllner haben der Universität durch manche Willkürlichkeiten bei der Besetzung der Lehrstühle Schaden zugefügt.

Nimmt man dazu, daß auch die Leitung der Universität durch die Bestimmung ihrer Satzungen, daß das Amt des Rektors in aller Regel innerhalb des Lehrkörpers *secundum ordinem* zu wechseln habe, nicht immer in den besten Händen lag, so waren Gründe genug vorhanden, die das Ansehen und die Anziehungskraft unserer Hochschule schmälern konnten.

Der Oberkurator der Universität, der Minister von Massow, „ein trockener, pedantischer Geschäftsmann, der alles getan zu haben glaubte, wenn er sein Tabellenwerk in Ordnung gebracht hatte“ und der nicht vermochte, sich „bis zu den höheren Begriffen des Wesens einer gelehrten Bildung“ zu erheben, sah diesem offensichtlichen Verfall untätig zu. Da war es Jakob, der sich schon früher viel mit den Problemen des Hochschulunterrichtes beschäftigt hatte und der nun sein Rektorat benutzte, um zuerst einmal als sachliche Grundlage eines Ausbaues des Lehrbetriebes eine Verstärkung der etatsmäßigen Mittel der Universität zu versuchen. Nachdem er das Terrain in Berlin sorgfältig erkundet hatte, bewog er den Senat, einer von ihm entworfenen Eingabe an den König beizutreten. Am 18. Dezember 1802 ging sie ab, am 13. Januar 1803 erfolgte bereits die Antwort, die eine Erhöhung des Etats um jährlich 8000 Taler bewilligte. Sie stellte zugleich an die Universität die Forderung, einen genauen Plan zu ihrer Verbesserung aufzustellen. Ein Teil dieser Arbeit lag wie natürlich bei den Fakultäten, die die ganze Universität behandelnden Fragen, wie die Gestaltung der Rektorwahl, die

Schaffung eines eigenen Disziplinarkollegiums und eines neuen Disziplinarrechts sind ganz allein von Jakob bearbeitet worden. In überraschend kurzer Zeit waren die Berichte fertig. Diesmal mußte man auf die Antwort des Königs rund ein Jahr warten. Sie trug, ganz abgesehen von der trockenen Formulierung Massows, deutlich den Charakter des wohlwollenden aber nur auf das unmittelbar nützliche gerichteten Polizeistaates zur Schau, dem jedes Verständnis für das innerste Wesen akademischer Bildung und die Eigenart der deutschen Universitäten, die Verbindung von Lehre und Forschung fehlte. Welch ein Unterschied zu dem Geiste, der wenige Jahre später aus den Denkschriften Wilhelm von Humboldts sprach.

In der Gewährung von laufenden Mitteln ging die Antwort zwar über die erste Zusage noch hinaus und verstärkte den Etat der Universität um jährlich 15 000 Taler. Auch die freie Rektorwahl war nach den Anträgen der Universität zugestanden, die alte Bindung eines Turnus secundum ordinem gefallen. Ebenso erfüllte die Erhebung des akademischen Trienniums zur Regel einen alten Wunsch der akademischen Lehrer. Aber das von den Fakultäten geforderte Vorschlagsrecht bei Berufungen hatte der absolute Staat auch jetzt nicht eingeräumt, es vielmehr dem Kurator nach wie vor überlassen, nach seiner Neigungen gegebenenfalls das Gutachten eines oder mehrerer Professoren oder einer ganzen Fakultät einzuholen. Ebenso war die Bitte um Festsetzung eines Mindestgehaltes und Gewährung fester Alterszulagen ungehört verhallt. Die alte Willkür blieb bestehen, wenn auch die Bezüge vieler Professoren gemäß den Anträgen aufgebessert und damit die größten Härten beseitigt wurden. Die Errichtung einer eigenen gymnastischen Anstalt, auf die der Philosoph Hoffbauer in einem besonderen Votum angetragen hatte, war mit einer uns heute sonderbar klingenden Begründung abgelehnt worden. „Solche Anstalten seien für eine Universität nicht passend, weil solche für Jünglinge und in dem Alter nicht mehr eignen, so nützlich sie auch in früheren Jahren für die physische Ausbildung sind“.

Die Verstärkung des Etates unserer Universität und der geregeltere Lehrbetrieb, der jetzt auf Vorschlag der Fakultäten

einsetzte, traf mit einer Reihe glücklicher Berufungen zusammen. 1803 wurde Loder, 1804 Froriep, Steffens und Schleiermacher berufen. 1803 auch die beiden Schütz aus Jena mit der Allgemeinen Literaturzeitung für Halle gewonnen. Man darf annehmen, daß an allen diesen Berufungen die von Jakob eingeleitete Aktion der Universität, die die Aufmerksamkeit der Regierungstellen auf Halle gelenkt hatte, nicht ohne Anteil gewesen ist. Die wohltätigen Folgen aller dieser Maßregeln zeigten sich bald in einer Hebung des Frequenz der Hochschule. Im Jahre 1804 waren fast wieder 800, im Jahre 1805 937 Studierende immatrikuliert, der mehr als ein Dezennium währende Abstieg damit glücklich unterbrochen. Halle schien einer neuen Blütezeit entgegenzugehen.

Da kamen die Ereignisse des Herbstes 1806, die diese Entwicklung jäh unterbrachen. Sie haben mit ihren tief einschneidenden Folgen für Staat, Stadt und Hochschule auch bewirkt, daß die Reformen von 1803 und 1804 bisher kaum in ihrer richtigen Bedeutung gewürdigt worden sind. Diese sind von jenen überschattet und im Gedächtnis der Mit- und Nachwelt zurückgedrängt worden.

Haben die Sorgen und Probleme, die damals den Lehrkörper unserer Universität beschäftigten, mutatis mutandis noch manches mit denen gemein, die uns heute bewegen, so treten wir in eine uns völlig fremde Welt, wenn wir uns dem zweiten großen Bestandteil jeder Hochschule, ihrer Studentenschaft zuwenden. Zwar galt der Hallische Student nicht als der schlimmste seines Standes. Die Zeitgenossen stellten ihn gern in die Mitte zwischen die Rauheit um nicht zu sagen Roheit der Gießener oder Jenenser Studenten, der extremsten Vertreter des „burschikosen“ Wesens, und den Leipziger, auf den die feinen Sitten von Kleinparis abgefärbt hatten. Meist schrieb man dieses Mehr an Gesittung dem starken Einschlage von Theologen zu, die die hallische Studentenschaft aufwies. Auch sind sich alle Beurteiler darüber einig gewesen, daß die Sitten der Hallischen Studenten in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts sich wesentlich gemildert und gebessert hatten. Aber die Formen, in denen sich das Leben eines erheblichen Teiles der Studentenschaft bewegte, haben doch

für unsere Zeit viel erstaunliches an sich. Noch hatte sich dieser Teil der Studentenschaft ganz bewußt von einer Einreihung in die bürgerliche Gesellschaft und deren Formen ausgeschlossen und führte ein Leben, das Jakob immer wieder als „abenteuerlich“ bezeichnet.

Das war nur möglich, weil im Leben der Stadt Halle die Universität und ihre Studentenschaft damals eine ganz andere Stellung einnahm als heute.¹⁴⁾ Halle zählte um 1800 etwas mehr als 20 000 Einwohner, stand also in einer Linie mit den kleinsten deutschen Universitätsstädten der Gegenwart, mit Tübingen und Marburg. Seine wirtschaftliche Bedeutung war nicht groß, das Salzwerk erzielte bei weitem nicht mehr den Absatz wie früher, das Gewerbe kam nur in einigen Zweigen der Textilindustrie und in der übelriechenden Stärkemacherei über den Lokalabsatz hinaus. Um so bedeutungsvoller waren für die Stadt die etwa 150 000 Taler, die die Universität in Umlauf brachte und die dem Gewinn aus dem Salzsieden gleichkamen. Ein großer Teil der Bürger lebte von den Studenten, gab ihnen Quartier, beköstigte sie, leistete ihnen allerhand Dienste. So war die Bürgerschaft auf Gedeih und Verderb mit der Studentenschaft verbunden, mußten sich ihren Wünschen und Launen fügen, so bizarr und unbequem diese auch manchmal waren. Das stärkte natürlich wieder das Selbstgefühl der Burschen, sie beanspruchten namentlich Nachts die Herrschaft in den Straßen, sie verteidigten eifersüchtig das Recht des breiten Steines gegen jedermann, sie rauften sich mit ihren Erbfeinden, den Knoten, das heißt den Handwerksgesellen und fanden in diesen homerischen Kämpfen meist in den Salzwirkern vom Tal treue Bundesgenossen.

Das wären Vorgänge, die man als Ausfluß jugendlichen Übermutes werten und je nach Temperament und Neigung mit einem belustigtem oder ärgerlichem Lachen quittieren konnte. Ernster waren die Vorgänge, die sich vielfach aus der unregelmäßigen Finanzwirtschaft der Studierenden ergaben. Der Student blieb damals den größten Teil seiner Studienzeit in einer Universitätsstadt. Die Ferien waren sehr viel kürzer als heute und selbst wenn sie länger gewesen wären, hätten die schlechten Verkehrsverhältnisse dem größten Teile

der Studierenden ein Reise in die Heimat unmöglich gemacht. Der gleiche Grund war auch dafür verantwortlich zu machen, daß der Student seinen Wechsel meist in Vierteljahrsraten, zum Teil auch in noch größeren Abschnitten erhielt. Für nicht gefestigte Charaktere lag darin die große Versuchung, zunächst einmal mit dem großen Stück Geldes, das man da in die Hand bekam, in den Tag hinein zu leben und dann in der zweiten Hälfte des Quartales die Finanzierung des Lebensunterhaltes auf ein vielseitig ausgebildetes Pumpsystem zu stützen.

Der Staat hatte versucht diesem studentischen Pumpwesen Grenzen zu setzen. So bestand ein eigenes „Reglement wegen des Kreditirens auf der Friedrichsuniversität“. Es bestimmte, daß Kollegien, Informationen, Arztlohn, Mittagstisch, Hausmiete, Aufwartung, Bettzins, Waschgeld, Perückenmacher und Barbierlohn bei Verlust der legalen Forderung nicht über ein halbes Jahr hinaus kreditiert werden durften, es beschränkte die Summe, die ein Kaufmann mit wollenen und seidenen Waren und anderen zur Kleidung gehörigen Sachen dem Studenten borgen durfte, auf 25 Taler, während alle anderen Personen, auch die Studenten selbst, nicht mehr als fünf Taler hinleihen sollten. Spielschulden, Billardgelder und Mietzins für Pferde waren überhaupt nicht einklagbar. Aber was vermochten diese strengen Bestimmungen gegenüber den zahlreichen Verlockungen, die an die Studenten herantraten!

Einer dieser Verlockungen sei hier besonders gedacht: der Theateraufführungen in Lauchstädt. Wir haben uns gewöhnt, dieser Erscheinung nur in ihrer literarhistorischen Bedeutung zu gedenken. Die Zeitgenossen sahen auch die Kehrseite der Medaille. In jeder Abhandlung über Lauchstädt finden sich heute die bekannten Ausführungen aus den Memoiren des Magisters Lauckhardt,¹⁶⁾ in denen er beschreibt, wie elektrisierend die Ankündigung des Lauchstädter Theaters auf die Hallische Studentenschaft wirkte, wie sich Hunderte von Studenten zu Fuß und zu Pferd auf den Weg machten, um nur ja keiner dieser Aufführungen zu versäumen. Was nebenbei bemerkt um so begreiflicher war, als namentlich auf Beitreiben der theologischen Fakultät in Halle selbst Theateraufführungen lange Zeit hindurch verboten waren.

Der nachfolgenden Ausführungen von Lauckhardt hingegen, in denen dieser der so schädlichen Auswirkungen gedenkt und die, wie alle Quellen zeigen, keineswegs übertrieben sind, wird heute kaum gedacht. Sie bestanden nicht nur in dem Verluste wichtiger Studienwochen mitten im Semester, nicht nur in den unmittelbaren Ausgaben für den Besuch des Theaters mit allem seinem drum und dran, sondern vor allem in der Verleitung zum Hazardspiel, das damals in Lauchstädt sehr im Schwunge war. Es hat Studenten gegeben, die in Lauchstädt während ihres Studiums mehr Geld ausgaben, als ein ganzer Jahreswechsel betrug. Und wenn auch solche Fälle wohl nur vereinzelt gewesen sein werden, so ist doch nicht zu übersehen, daß durch Lauchstädt die Finanzen eines ganzen Teiles der Studentenschaft jahraus, jahrein in Unordnung gebracht wurden.

Aus alledem ergab sich eine große Zahl von Schuldklagen gegen die Studierenden, die beim Rektor anzubringen waren. Der Student, vor dieses Forum gezogen, bestritt in aller Regel die Forderung selbst nicht, sondern verteidigte sich nur mit der formalen Einrede, daß die ihm geliehene Summe entweder über die gesetzlich erlaubte hinausgehe oder daß sie erst nach dem gesetzlichen Termin eingeklagt worden sei. Er tat das ohne jeden Gewissenskrupel auch dann, wenn der Gläubiger nur auf seine inständigen Bitten hin einen höheren oder längeren Kredit gewährt hatte. Bei nachgiebigen oder weniger geschäftsgewandten Rektoren hatte diese Einrede in der Regel den Erfolg gehabt, daß der Gläubiger mit seiner Forderung abgewiesen wurde. Hier hat Jakob gleich in seinem ersten Amtsjahre Wandel geschaffen. Indem er sich auf die Bestimmung des Gesetzes stützte, daß der mutwillige oder boshafte Schuldner zu bestrafen sei, flößte er den Studierenden einen heilsamen Schrecken ein, sodaß diese bestrebt waren, sich mit ihren Gläubigern außergerichtlich zu vergleichen und daß die Zahl der Schuldklagen von etwa 400 im ersten Amtsjahre Jakobs auf 50 im letzten Jahre seines Rektorates zurückging.

Jakob blieb aber bei diesen Repressivmaßregeln nicht stehen. In seinem Bestreben, das Übel an der Wurzel auszurotten, d. h. die Studenten in ihrem eigensten Interesse zu

einer besseren Finanzwirtschaft zu veranlassen, entwarf er das Reglement einer sogenannten Zahlungskommission, das auch von der Regierung bestätigt wurde. Jakob selbst übernahm ihre Leitung. An diese Kommission sandten Eltern und Vormünder, die sich ihrer bedienen wollten, meist in Vierteljahrsraten den Jahreswechsel ein. Die Kommission bezahlte mit diesem Gelde zunächst die sogenannten legalen Schulden, etwa Honorar, Mittags- und Abendtisch, Wohnungsmiete. Legte der Student Rechnungen über Waren und Leistungen vor, die zur Deckung außerordentlicher Bedürfnisse gedient hatten, wurde die Zahlung erst nach vorhergegangener Befragung der Eltern oder Vormünder geleistet. Etwa noch überschießende Gelder erhielt der Student zu seiner freien Verfügung ausgehändigt. Aber die Eltern konnten die Kommission auch mit noch weitergehenden Vollmachten betrauen und den Studenten ganz unter deren Administration stellen. Dann bekam der Student überhaupt kein Bargeld in die Hand und alle Ausgaben unterlagen einer vorherigen Prüfung.

Ein Bericht der Zahlungskommission, von Jakob kurz vor der Niederlegung seines dritten Rektorates abgefaßt, beziffert die Summe, die im Verlauf von zwei Jahren durch sie zur Auszahlung gelangt ist, auf 8300 Taler. Das mag im ersten Augenblick wenig erscheinen. Aber Jakob sucht mit Recht den Erfolg seiner Bemühungen in etwas anderem und weiteren. Indem er alle Studenten, die ihm in seiner Amtsführung als säumige Zahler bekannt geworden waren, ihren Eltern und Vormündern meldete und diesen Gelegenheit gab, durch die Vermittlung der Zahlungskommission deren Verhältnisse wieder zu rangieren, wirkte er auf die Studentenschaft abschreckend und zugleich erzieherisch ein. Die Zahl der böswilligen Schuldner ging stark zurück. Standen nach seiner Erzählung im ersten Vierteljahre seines Prorektorates oft jeden Tag mehr als 50 Menschen vor seiner Thür, um Schuldklagen einzubringen, so kam in den letzten Jahren oft kaum einer. Jakob hat die Genugtuung erleben dürfen, daß die Studentenschaft, die zunächst das Vorgehen der akademischen Behörden als eine Beeinträchtigung ihrer Freiheit empfunden hatte, zu der Erkenntnis gelangte, daß hier ein heilsamer

Zwang ausgeübt wurde, der ihr schließlich selbst zugute kam.

Auch das studentische Korporationswesen jener Zeit trug noch viele rauhe und exzessive Züge. Die Periode der studentischen Orden, der Konstatisten, Unitisten und wie sie heißen mochten, war um 1800 vorüber, das Feld beherrschten die Todfeinde der Orden, die auf landsmannschaftlicher Grundlage aufgebauten Kränzchen. In Halle etwa die der Westphälinger, Schlesier und Pommern, der Märker, Magdeburger und Halberstädter. Verboten waren die Kränzchen, wie alle anderen studentischen Verbindungen auch. Aber sie bestanden weiter. Jakob selbst schätzt für 1804 die Zahl der ihnen angehörenden Studierenden auf etwa 600 von insgesamt 800 Immatrikulierten. Die akademischen Behörden sahen am liebsten durch die Finger, wenn sie nicht durch besonders grobe Exzesse, die freilich oft genug vorkamen, zu schärferem Einschreiten gezwungen wurden. Es waren nicht immer die besten Elemente der Studentenschaft, die damals an der Spitze dieser Kränzchen standen und die eine heute ganz unbekannte unumschränkte Herrschaft über ihre Mitglieder und deren Geldbeutel ausübten, aber auch die nicht angeschlossenen Studenten und die Bürgerschaft terrorisierten und durch Verurteilungserklärungen schädigten. Daß die Verbindungen untereinander nicht im Frieden lebten, war selbstverständlich, Duelle unter schweren Bedingungen an der Tagesordnung. Auch mit den Studierenden der benachbarten Universitäten trug man seine Streitigkeiten aus. In Jakob drittes Rektoratsjahr fiel das sattsam bekannte „Nationalduell“, wie er es nennt, ein Zweikampf zwischen Halle und Leipzig, zu dem von jeder Seite sechs Vertreter herausgestellt wurden. Es nahm mit seiner dritten Partei, in der der hallische Vertreter durch einen Hieb in den Bauch so schwer verletzt wurde, daß auch der rasch herbeigerufene Reil ihn nicht mehr retten konnte, ein frühzeitiges und grauses Ende.

Was die Aufrechterhaltung der akademischen Disziplin gegenüber diesen Korporationen, was insbesondere das von der Regierung verlangte Vorgehen gegen Duelle und große Kommerse so sehr erschwerte, war die Lage Halles am äußersten Rande der kleinen preußischen Exklave des Saal-

kreises. Vergessen wir nicht, daß damals Reideburg zur Hälfte, Schlettau und Passendorf ganz zum Kurfürstentum Sachsen gehörten und daß ein Vorgehen gegen die hallischen Studenten, die ihre verbotenen Veranstaltungen mit Vorliebe auf sächsisches Gebiet verlegten, immer erst die Anrufung der sächsischen Rechtshilfe durch die preußischen Behörden notwendig machte. Die Sachsen hatten es in der Regel mit der Gewährung dieser Rechtshilfe nicht sehr eilig. Denn die hallischen Studenten bedeuteten für jene Dörfer eine nicht unwesentliche Einnahmequelle. Nicht nur daß die Studenten in den Gaststätten jener Orte ein ordentliches Stück Geld draufgehen ließen, sie haben sich in einer Zeit der prohibitiven Zollmauern, in der überall an den Grenzen der deutschen Länder und ganz besonders im Saalkreis der Schmuggel blühte, stark an der Hereinschwärzung der billigen sächsischen Waren in das preußische Gebiet beteiligt und so die Kramläden der sächsischen Orte in Nahrung gesetzt.

Man wird mir, da ich am Ende meiner Schilderung angelangt bin, vielleicht die Frage entgegenhalten: warum bei einer Periode in der Geschichte unserer Universität verweilen, die nicht zu den glücklichsten gehört hat. Der Historiker wird dieser Fragen mit dem Hinweis auf den Eigenwert begegnen können, den die Feststellung und Aufhellung jedes Tatsachenkomplexes der Vergangenheit besitzt. Aber damit wäre vielleicht noch nicht die Wahl des Themas für eine akademische Festrede gerechtfertigt. Ich möchte diese Rechtfertigung vor allem in dem Gewinn einer Erkenntnis sehen, die sich mir selbst bei der Beschäftigung mit dem Stoff immer wieder aufgedrängt hat und die ich auch meinem Hörerkreis vermitteln möchte: Die Erkenntnis von dem ungeheuren Umschwung, der sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts im deutschen Universitätswesen im Verlaufe weniger Jahre und auf allen seinen Gebieten vollzogen hat.

Auf eine dieser Wandlungen ist ja schon kurz verwiesen worden. Auf die grundlegende Veränderung in der Auffassung des innersten Wesens und die Ziele der Universitäten. Noch ~~1804 stabilisierte der Minister von Massow den hallischen Pro-~~

fessoren gegenüber die Universitätsidee des 18. Jahrhunderts, wenn er schrieb:

„Die Behauptung einiger Lehrer, daß der Jugendunterricht nicht gerade die Hauptbestimmung des akademischen Lehrers sei sondern daß dieses oder doch jenem gleichgeordnet die Kultur der Gelahrtheit ohne unmittelbare Beziehung auf die Universitätsbürger sei, bedarf keiner weitläufigen Widerlegung.“

Und wenige Jahre später spielt um die Gründung der Universität Berlin, die das verloren gegangene Halle ersetzen sollte, der Gedanke von der Verbindung von Lehre und Forschung in engster Wechselwirkung und wurde von Wilhelm von Humboldt zum tragenden Fundament der neuen Hochschule und damit in siegreichem Zuge des ganzen deutschen Hochschulwesens erhoben. Zugleich dadurch eine neue, vertiefte Erkenntnis für die Abgrenzung der hohen von den niederen Schulen und die Stellung von Dozenten und Studenten an den ersteren gewonnen. „Es ist eine Eigentümlichkeit der höheren wissenschaftlichen Anstalten, so schreibt Humboldt, daß sie die Wissenschaft immer als ein noch nicht ganz aufgelöstes Problem behandeln und dabei immer im Forschen bleiben, da die Schule es nur mit fertigen und abgemachten Kenntnissen zu tun hat und lernt. Das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler wird daher durchaus ein anderes als vorher. Der erstere ist nicht für den letzteren, beide sind für die Wissenschaft da.“¹⁶⁾ Worte eines tiefen Sinngehaltes, die in einer Zeit, in der gerade die jüngsten, von der Schule auf die Universität strebenden, vielfach glauben, schon im Besitze der absoluten Wahrheit zu sein, nicht oft genug wiederholt werden können.

Die andere große Wandlung hat sich in der Studentenschaft vollzogen. Die Masse der hallischen Studenten bietet nach allen Schilderungen, die wir haben, noch in den Jahren von 1800—1805 kein freundliches und erfreuendes Bild. Zwar gab es damals unter ihnen auch noch andere Elemente. Burdach hat darauf hingewiesen,¹⁷⁾ daß damals Jünglinge wie Jahn, Houwald, Achim von Arnim, Joseph von Eichendorff, Börne, Karl und Friedrich von Raumer, Adolf Müller, Varnhagen von Ense, Boeckh, Immanuel Becker, Dahmann, Neander

in Halle studierten. Bestimmend sind sie für den Charakter der hallischen Studentenschaft nicht gewesen, deren Wesen damals noch von nach Geist und Triebleben tiefer stehenden Schichten geformt worden ist.

Welch anderes Bild ein Dezennium später. Unter den Schlägen der schweren Jahre, die Staat und Volk getroffen, sind die Schlacken auch von der deutschen Studentenschaft abgefallen. Was vorher das Besitztum weniger gewesen, war jetzt zum Gemeingut aller geworden: der idealistische Flug des Geistes und die gefestigte Sittlichkeit des Lebens. In der allgemeinen deutschen Burschenschaft haben diese neuen Ideen zuerst ihren programmatischen Ausdruck gefunden, von da haben sie die ganze Studentenschaft durchdrungen. Nicht immer haben sie, in einer Zeit stärkster innerer Erhebung und Spannung entstanden, in voller Reinheit den Bedrohungen des verflachenden Alltagslebens und eines zunehmenden Materialismus widerstehen können. Aber jede Periode innerer Hochspannung in der Jugend hat auf sie zurückgreifen müssen. Möge dem immer so bleiben.

Anmerkungen.

1) Die Niederschrift stammt nicht von der Hand Jakobs, die recht unleserlich ist, sondern ist wohl nach dem ursprünglichen Konzept Jakobs in einem Duktus abgefaßt, der in seiner Regelmäßigkeit auf die Hand eines berufsmäßigen Schreibers schließen läßt, wenn nicht Jakobs Tochter Therese die Abschrift besorgt hat.

2) Ich habe das Leben Jakobs und seine wissenschaftliche Bedeutung schon einmal ausführlicher, als es hier möglich ist, geschildert im V. Bande der Mitteldeutschen Lebensbilder, herausgegeben von der Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt. Magdeburg 1930, S. 202—211. Dort ist auch die Literatur über Jakob zusammengestellt. Jener Artikel war schon gesetzt, als ich die Selbstbiographie auffand, ich konnte sie nur zur Kontrolle der Darstellung verwenden. Ergänzungen ließen sich nicht mehr anbringen.

3) Es wurden vornehmlich herangezogen:

Bemerkungen und Wünsche der vier Fakultäten, betreffend die Verteilung der durch Kabinettsordre vom 14. Januar 1803 verwilligten 8000 Taler . . .

Acta betreffend das allergnädigste Rescript vom 10. April 1804.

Entwurf zu einem neuen Reglement für die Universität Halle von 1804.

Acta generalis, die Einrichtung der Zahlungskommission betreffend.

4) Jakobs Vater war ursprünglich Posamentier. In Merseburg erscheint er im Besitz einer kleinen Landwirtschaft und ist zugleich Schweine-schneider. Über die Familiengeschichte gibt am besten Auskunft E. Neuß, Carl August Jacob, Halle, Gebauer-Schwetschke 1929.

5) In dem gerade genannten Werke.

6) Es war Mackensen in Kiel.

7) Bruno Feist, Die Geschichte der Nationalökonomie an der Friedrichs-Universität zu Halle (Saale) im 18. Jahrhundert. Rechts- und staatswissenschaftliche Dissertation, Halle 1930.

8) Er hat sich in Halle u. a. durch die Gründung der Lesegesellschaft Museum verdient gemacht, die 1800 ins Leben trat. Auch in der Verwaltung der Halleschen Pfännerschaft, der er durch die Erbschaft seiner

Frau, die der alten hallischen Familien Dreyßig angehörte, nahestand, hat er eine wichtige Rolle gespielt. Nach Freydanks Vermutung geht der Vertrag, den die Pfännerschaft im Jahre 1868 mit dem preußischen Staate abschloß und der eine neue Periode in ihrer Entwicklung einleitete, in vielen Punkten auf Gedanken zurück, die I. H. Jakob im Oktober 1808 in einem in Rußland verfertigten Gutachten ausgesprochen hatte. Freydank, Die Halleschen Pfännerschaft 1500—1926. Halle 1930. S. 248.

9) Jakob gehörte auch der Deputation der Universität an, die am 19. Oktober Napoleon um Schutz für die Hochschule bat. Sein Bericht über die Franzosentage in Halle ist reich an interessanten Einzelheiten. In einem besonderen Kapitel beschäftigt er sich mit dem Betragen von Fr. A. Wolf in dieser Zeitspanne. Was er über ihn zu vermelden hat, bestätigt alle bisherigen Nachrichten über dessen zweideutiges Verhalten.

10) Eine Reproduktion des Bildes ist dem in Anm. 2 genannten Lebensbilde beigegeben.

11) Studentensprache und Studentenlied in Halle vor 100 Jahren. Halle a. S. Niemeyer 1894. S. XXXVI.

12) Die Zahlen sind der Abhandlung von Johannes Conrad entnommen: Die Statistik der Universität Halle während der 200 Jahre ihres Bestehens. (In Festschrift der vier Fakultäten zum 200jährigen Jubiläum der vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg. Halle 1894.)

13) Zur Illustrierung des Gesagten seien die Gehaltsbezüge der Dozenten der philosophischen Fakultät für das Jahr 1803 angeführt. Es bezogen außer den schon erwähnten Wolf und Klügel:

Eberhard 800	Maaß 250
Tieftrunk 800	Vater 300
Jakob 550	Hoffbauer 250
Rüdiger 250	Gilbert 500.

Von den außerordentlichen Professoren erhielt Prange 40 Taler, Voß und Voigtel gar nichts.

14) Über Halle als Sozial- und Wirtschaftskörper um die Wende des 18. Jahrhunderts unterrichtet am besten Erich Neuß, Die Entwicklung des Halleschen Wirtschaftslebens vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis zum Weltkrieg. Beiträge zur mitteldeutschen Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftskunde, herausgegeben von Prof. G. Aubin. 2. Halberstadt 1924.

15) V. Teil, Leipzig 1802 S. 59 ff.

16) Das Zitat stammt aus dem „Entwurf über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin“ vom Jahre 1810.

17) Vgl. Anm. 11.

